



HERMANN BOHNER †

# Hermann Bohner zum Gedächtnis

Von **Wilhelm Gundert**

(Hamburg — Neu-Ulm)

Wie ein edler Baum, der Jahre und Jahrzehnte lang von Herbst zu Herbst seine Frucht getragen, plötzlich vom Blitz getroffen fällt, so hat Hermann Bohner nach mehr als fünfundvierzig Jahren geistigen Schaffens auf japanischem Boden ganz rasch in diesem auch sein Grab gefunden. Er stand gerade im Begriff, mit seiner Gattin eine Reise nach der deutschen Heimat anzutreten, und alles war schon vorbereitet. Aber in den letzten Tagen häuften sich die Widerstände, und nach einer Nacht furchtbarer Nervenkrämpfe erlosch das Leben (24. Juni 1963). Auf dem Friedhof Kōbe trauerten um ihn mit der Gefährtin die deutsche Kolonie und viele Freunde, am meisten wohl die japanischen Freunde und Studenten. Diese haben ihrem Lehrer einen mächtigen Felsblock auf das Grab gesetzt, eingedenk des nimmermüden Wanderers, der vom Ausflug in die Berge stets mit Blumen und mit Steinen heimzukehren pflegte.

So merkwürdig sein Lebenslauf erscheinen mag, so war er doch von Anfang an durch sein besonderes Gesetz bestimmt. Hermann Bohner stammt aus der Mission. Der Vater, ein geborener Pfälzer, stand im Dienst der Baseler evangelischen Missionsgesellschaft auf der Goldküste, im heutigen Ghana. Dort, in der Stadt Abokobi, ist Hermann, sein zweiter Sohn, am 8. Dezember 1884 geboren, und seine ersten Schuljahre hat er im Knabenhause der Mission zu Basel verlebt. Kinder, die in diesem Kreise aufgewachsen sind, bekommen für ihr Leben zwei bedeutende Antriebe mit, die in dieser Art nicht Allgemeingut sind: einen weiten, übernationalen Horizont und ein Verständnis dafür, was freier und uneigennütziger Dienst am Nebenmenschen heißt.

Das bedeutet freilich nicht, daß Hermann Bohner dieses väterliche Erbe einfach übernommen hätte. Er mußte es durch heißes Ringen erst erwerben, um es auf neue, eigene und ganz selbständige Weise zu besitzen. Es ist für seinen kritischen Ernst bezeichnend, daß er nach Absolvierung des Gymnasiums zu Speyer in Tübingen, Halle, Erlangen und zuletzt in Straßburg zwar fleißig Theologie studierte, daneben aber auch Philosophie und deutsche Literatur, und mit besonderer Vorliebe Geschichte, also, wie man sehen kann, auf den Lehrerberuf lossteuerte. Wohl legte er 1907 vor dem pfälzischen Konsistorium die theologische Dienstprüfung ab, trat dann aber sofort in den Dienst als Lehrer ein und beschäftigte sich nunmehr stark mit den Problemen der Erziehung, daneben stets auch mit der ungelösten Frage seines Lebenswegs. Dies führte ihn zuletzt zu Hermann Lietz, dem er in dessen Landerziehungsheim Haubinda ein Jahr lang als Lehrer und Kamerad der Kleinen

beistand. Er hat später oft bekannt, von Lietz entscheidende Eindrücke empfangen zu haben. Dort in Haubinda 1913 scheint endlich überhaupt die Entscheidung über seinen weiteren Lebensgang gereift zu sein. In Tsingtau wirkte, wie er wußte, ein Missionar ganz freier Richtung, der die Chinesen nicht, wie Missionare alten Stils, einfach als „arme Heiden“ ansah, sondern im Gegenteil bemüht war, das „Göttliche“, wie es in Chinas großer Überlieferung lebte, gebührend zu erforschen und damit eine Brücke zu dem Innersten des fremden Volks zu schlagen: Richard Wilhelm. Dem Missionarssohn Hermann Bohner bot sich hier ein Feld für Samenkörner, welche wohl von jeher in ihm schlummerten, aber wegen innerer Widerstände gegen jenen herkömmlichen Missionsbetrieb nicht zur Entfaltung kamen. Jedenfalls hat er zu Anfang 1914 in Erlangen den Grad eines Doktors der Philosophie erworben, hat sich dem „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein“ als Lehrer an dem Deutsch-Chinesischen Seminar in Tsingtau angeboten, wurde alsbald angenommen und traf im Sommer in Tsingtau bei Richard Wilhelm ein, um sofort mit dem Unterricht und dem Studium des Chinesischen zu beginnen.

Kaum war er einen Monat hier, da brach der erste Weltkrieg aus, Japan trat ausgerechnet Tsingtaus wegen auf die Seite der Alliierten, und die Belagerung begann. Bohner wurde zur Verteidigung als einfacher Soldat eingezogen, leistete Dolmetscherdienste und nutzte jede freie Stunde zum Verkehr mit Richard Wilhelm, der ihm für sein weiteres Leben Vorbild und Meister wurde. Der von vornherein verlorene Posten fiel am 14. November, die deutsche Besatzung wurde abgeführt, und anstatt in China fand sich Bohner nun in Japan kriegsgefangen.

Er war vielleicht der erste, der die Kraft fand, aus der verbitternden Freiheitsberaubung eine Lebensförderung zu machen. Er hatte Zeit wie nie zuvor, Chinesisch zu studieren, und gleich auch ins Japanische sich einzuleben. Er bot in Vorträgen Geschichte, Literatur und Kunst. Er spornte die Lagergenossen an zu Handarbeit und geistiger Betätigung, dramatischen Aufführungen und Schriftstellerei. Die besten Leistungen hat er nachher in einem Sammelwerk der Pfälzischen Landesbibliothek übergeben; die OAG hat davon eine Auswahl in einem eigenen Band herausgebracht.

Erst im sechsten Jahre der Gefangenschaft, lange nach Kriegsende, öffneten sich die Lagertore. Erstmals konnte Bohner frei in Japan reisen. In Tōkyō bei Familie Hunziker, die zu derselben Mission wie er gehörte, konnte er abwarten, was die Zukunft für ihn bringen sollte. Richard Wilhelm war nach Deutschland zurückgekehrt, ein Nachfolger für ihn war bestimmt, aber noch in der Heimat aufgehalten. Die Schule der Mission in Tsingtau und ihre beiden Krankenhäuser für Deutsche und Chinesen standen in Gefahr, von der japanischen Besatzungsmacht beschlagnahmt zu werden. So mußte Bohner zunächst wieder nach Tsingtau, um den Posten der Mission zu halten. Das ist ihm gelungen, und nach zwei Jahren konnte er die Leitung der Missionsanstalten dem inzwischen eingetroffenen Nachfolger Wilhelm's übergeben. Und um dieselbe Zeit erreicht ihn von Japan her der Ruf, an der höheren Schule für Fremdsprachen in Ōsaka (Ōsaka Gaikokugo Gakkō) die Stelle des deutschen Lehrers zu übernehmen. Japan, das ihm in der Gefangen-

schaft bereits vertraut geworden war, holte ihn nun ganz von China weg. Das Dunkel über seinem Lebenswege hatte sich gehellt. Im Frühjahr 1922 trat er die Stellung an, in der er, bei nur zwei kurzen Heimaturlauben in den Sommerferien 1929 und 1937, bis zum Tod geblieben ist. Im Sommer 1923 war er soweit, die Braut zu sich zu holen, die er bei Wilhelm in Tsingtau gefunden hatte: Hanna Blumhardt, Frau Wilhelms jüngere Schwester, die schon früh nach Tsingtau gekommen war, um den Geschwistern in Haus und Schule, am Ende auch im Krankenhaus, zu helfen. Sie war die ganzen 40 Jahre für den im Grund Einsamen und hoch Empfindlichen die treueste Gefährtin, welche er sich wünschen konnte, auch das lebendige Band, das ihn an Richard Wilhelm und die schon für diesen letzteren bedeutsame Tradition des Großvaters und Vaters Blumhardt in Bad Boll angeschlossen hielt. (Wie bekannt sein dürfte, ruht Richard Wilhelm selbst im Friedhof von Bad Boll in einem Grab, das auf der Oberfläche kreisförmig geordnet die acht Diagramme des I-ging in Stein gehauen zeigt.)

Durch ganz eigene, umfassende und in die Tiefe führende Erfahrung vorbereitet hat Hermann Böhner so sein öffentliches Amt in Japan angetreten. Er hatte seine schwersten Kämpfe hinter sich, hatte seinen Grund gefunden und konnte daran gehen, ein Lebenswerk nach eigener innerer Berufung aufzubauen. Als geborenem Lehrer und Erzieher war ihm der Unterricht an der Fremdsprachenschule eine Freude. Die Schüler fühlten das und lohnten ihm mit dankbarer Anhänglichkeit. Vier Tage in der Woche je vier Stunden deutsche Sprache, im obersten Jahrgang auch Geschichte und Literatur, daneben oft noch etwas Griechisch für japanische Kollegen und einen Abend Unterricht für jüngere Geschäftsleute der Stadt, in Nottfällen auch Aushilfe an der dortigen Kōtō Gakkō, in Wakayama oder Okayama, das ließ ihm immerhin die Nachmittage meistens frei für sein persönliches Anliegen: das ferne, fremde Volk bis in sein Innerstes und Bestes zu erforschen und hierfür der eigenen Heimat das Verständnis zu erschließen. Dem „Göttlichen“ in Japan nachzugehen, war die Mission, zu der er sich berufen wußte.

Dazu saß er in Ōsaka, dem alten Naniwa, gerade an der rechten Stelle. Nicht umsonst war er als Schüler und Student mit anderen jungen Leuten im Gefolge von Karl Fischer, dem Begründer der Wandervogelbewegung, vom Schwarzwald bis zum Harz und Erzgebirge durch deutsches Land gewandert. Diese alte Liebe fand nun hier im Herzen Japans neue, überreiche Nahrung. Rings um ihn war ältester historischer Boden: Nara mit ganz Yamato, das Yoshino der Kaiserhaustragödie und weiter südwärts Kōbō Daishi's Kōya-san, nördlich in nächster Nähe Kyōto mit Hiei-zan und Biwasee, ostwärts gings nach Ise. Alle die berühmten Schreine, Buddhatempel, alten Kaisergräber, eingebettet in die lieblichste, oft auch erhabene Natur, waren seine Wallfahrtsstätten. Und in Ferienzeiten konnte weiter ausgegriffen werden bis ins Hochgebirge, auf die vielgestaltigen Vulkane, in die Schluchten mit den hohen Wasserfällen, und überall kam man zu sogenannten *meisho*, Stätten der Erinnerung, an welchen das japanische Gemüt Gestalten der Vergangenheit begegnet. An solchen Orten stand er nicht einfach als kühler Wissenschaftler, sondern empfand die Macht ehrfürchtigen Gedenkens, die im japanischen Volk zu seiner Ehre so lebendig wirkt, und nahm

auf seine Weise daran teil. Nicht nur aus gelehrtem Quellenstudium, auch aus der Landschaft ist sein Werk gewachsen, die dort auf Schritt und Tritt von Sage und Geschichte raunt. Das gibt denn seinen Übersetzungen und Deutungen den bemerkenswerten Stempel des Echten, kongenial Erlebten.

Unmöglich, hier in diesem Rahmen alle Titel seiner Arbeiten anzuführen. Bohner hat ja nie gefragt, ob, was er schreibe, irgendwo einem Verleger als Verlagsobjekt willkommen sei. Wäre nicht die OAG, die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, gewesen, wer hätte manche seiner größeren Werke je gedruckt? Und vielen seiner kleineren Arbeiten wäre es ähnlich ergangen ohne die *Monumenta Nipponica* der Sophia-Universität. Er hatte einfach keine Zeit und kein Interesse für Geschäftliches. „Japanisches Quellenmaterial durch Übersetzungen zugänglich zu machen“, darin sah er die erste Aufgabe der Japanforschung, und dieses Materials gab es soviel, daß es ihm auf den Fingern brannte. Er griff ins Volle und holte, was ihm wesentlich und wichtig war. In den ersten Jahren seiner Wirksamkeit in Ōsaka tastete er wohl noch hin und her, befaßte sich daneben auch mit Fragen des Deutschunterrichts in Japan oder mit dem buddhistischen Sonntagsschulwesen. Offenbar kostete es ihn Zeit, von China hergekommen, zu Japan nun die richtige Einstellung zu gewinnen. Daß ihm China das Größere war und blieb, liegt in der Natur der Sache. Aber je mehr er mit der Zeit bestes Chinesisches in Japan wiederfand, umso mehr wuchs auch die Lust in ihm, sich in Japanisches zu vertiefen. Und er achtete es hoch, wie der japanische Geist chinesisches Gut so einzuschmelzen wußte, daß es zuletzt wirklich japanisch wurde. In diesem Sinn hielt er besonders auch das Tennōtum in Ehren und ließ sich darin durch die Umwälzungen nach dem zweiten Weltkrieg nicht beirren, betrachtete vielmehr die neuen Moderichtungen amerikanischen und kommunistischen Gepräges als Übergangserscheinung.

Ein Beispiel hierfür hatte er schon bald entdeckt in dem modernen Dramatiker Mushakoji Saneatsu. 1923 übersetzte er dessen *Westgraf und Lu Shang*, ein Stück, in dem „die von Konfuzius gerühmte metaphysische Treue besonders hervortritt“, verkörpert in dem späteren ersten Kanzler des Hauses Dschou, Lu Shang, der hier am Uferand „nach einem Menschen fischt“, bis ihm der Herzog Wen begegnet, der „zum Himmelssohn Bestimmte“. So etwas war für Bohner selbst ein Fund, der ihn beglücken mußte. Er blieb auch weiterhin mit den Dramatikern der Zeit in Fühlung und übersetzte im Lauf der Jahre vier Stücke von Mushakoji, drei von Okamoto Kidō, zwei von Yamamoto Yūzō und je eines von Suzuki Senzaburō und Teshima Jun. Auch Erzählern wie Sasaki Kuni und Kikuchi Kan hat er sich gelegentlich zugewandt.

Sein Hauptanliegen aber war Geschichte, freilich nicht im Sinn historischer Kritik, sondern als das Karma eines Volkes, seine Tat sowohl als auch sein Schicksal, das getreue Abbild seines nationalen Geistes. Dazu gehört für Bohner auch der Mythos, der Glaube an das Übersinnliche, der am Erlebten sich entzündet und selbst nun wieder Geschichte wirkt. Auf der Suche nach Zeugnissen alten einfachen japanischen Glaubens stieß er auf das *Nipponkoku Gembō Zen'aku Ryōi-ki* und gab es unter dem Titel *Legenden aus der*

*Frühzeit des japanischen Buddhismus* sorgfältig übersetzt heraus. Es ist das erste seiner größeren Werke und zeigt besonders die ihm eigene Kunst, das Unfaßbare, Dunkle, was zum echten Mythos nun einmal gehört, auf zarte Weise in der Dunkelheit zu lassen und eben damit echt und unverdorben darzustellen.

Nach dem Gelingen dieser Arbeit fühlte er sich reif zu Größerem. Er suchte nun nach einem Werk, welches den eigentlichen Schlüssel zum Innersten, zum Kern japanisch-nationalen Wesens böte. Ich durfte ihn damals beraten und nannte ihm das *Jinnō-Shōtō-ki* von Kitabatake Chikafusa. Bohner griff es auf, und was daraufhin das Japanisch-Deutsche Kultur-Institut im Herbst 1935 erscheinen lassen konnte, übertraf alle Erwartungen. In Deutschland pries es Karl Haushofer, Herausgeber der Zeitschrift *Geopolitik*, wie eine neue Wesensoffenbarung Japans. Bohner's eigene Einführung vor allem ist ein Meisterwerk, in welchem seine tiefe Kenntnis europäischer Geschichte voll zum Tragen kommt. Frei operiert er mit umfassenden Begriffen wie *regnum*, *sacerdotium*, und bringt damit für uns erst richtig Licht in die Struktur japanischen Nationalgefühls. Er wird seinem Gegenstand dadurch gerecht, daß er ihm Ehrfurcht entgegenbringt. Das drückt sich schon in seinem Stil aus. Man sehe sich nur an, wie er den Titel *Jinnō-Shōtō-ki* übersetzt: „Buch von der Wahren Gott-Kaiser-Herrschafts-Linie“! Keine Konzession an das Bedürfnis nach Geschmeidigkeit, kein leisester Versuch zu rationalisieren, streng nach dem vollen Sinngehalt der Schriftzeichen, und dabei deutsch und deutlich. Das *Jinnō-Shōtō-ki* ist Bohner's erstes großes Werk. Es war nur recht und billig, wenn ihn dafür die Reichsregierung 1941 auf Antrag des deutschen Botschafters in Tōkyō durch die Verleihung des Professortitels ehrte.

Von dem zentralen Werk japanischen Mittelalters greift Bohner nun zurück auf die überragende Gestalt, die dem im *Jinnō-Shōtō-ki* beschriebenen Reich die seitdem gültige Form gegeben hat, auf den Prinzregenten Shōtoku. Auch hier ist Materialdarbietung sein Hauptanliegen. Die älteste Geschichtsquelle Japans, älter als das berühmte *Kojiki*, *Jōgū-Shōtoku-Hō-ō Teisetsu* betitelt, erscheint zum ersten Male in deutscher Sprache, dann eine etwas spätere Shōtoku-Biographie. Dem folgen 22 spätere Quellschriften über Shōtoku, dann dessen berühmte „Siebzehn Artikel“ nebst Kommentaren von japanischen Fachautoritäten. Und immer weiter wird verfolgt, was alles spätere Jahrhunderte über diesen Strahlungsmittelpunkt japanischer Geschichte zu berichten haben, Faktisches vermengt mit Legendarischem, ein Riesenwerk, kaum übersehbar. „Eine Fülle neuer Kenntnisse ist hier erschlossen, eine Reihe von bisherigen Irrtümern berichtigt. Alle Sparten der Japanologie können künftig aus dem Buche schöpfen“, so und ähnlich schrieb ich schon vor zwanzig Jahren in der *Asia Major*.

Als nächste Größe nach Shōtoku Taishi behandelt Bohner Japans volkstümlichsten, „größten“ Buddhamönch und Sektenstifter Kōbō Daishi durch Übersetzung der drei ältesten Biographien und der „Abschiedsworte“ dieses Heiligen, „von dem alle Welt wohl redet, ohne daß doch Quellen über ihn bis dahin übertragen worden sind“. (*Monumenta Nipponica* VI, 1. 2. 1943) — (An die eigentlichen Werke Kōbō Daishis, vom Kōya-san schon längst in

schönster Form herausgegeben, hat sich bis heute meines Wissens allerdings noch kein Übersetzer herangewagt, und wohl mit gutem Grund; denn vorher müßten erst all die chinesischen Sutren, auf denen Kūkai's Werk beruht, erschlossen sein.)

Zugleich hat Bohner sich schon lange Zeit dem Nō und seinen überragend hohen, Zartheit und Strenge wunderbar verbindenden Kunstgesetzen zugewandt. Das ist für ihn nicht nur Liebhaberei; es folgt vielmehr notwendig aus seiner Schau des Ganzen. Man lese seine Motivierung: „Den zentralen Bereichen des Regnum (Ōdō) und Sacerdotium (Hōdō), wie sie Jinnō-Shōtō-ki und Shōtoku zeigen, schließen sich die im Tiefsten aus jenem Zentralen gespeisten Bereiche der Kunst und Ausdrucksgebung an.“ „Nō, langsam durch die Jahrhunderte der Frühzeit bis zur Kamakura-Zeit gewachsen, dann auf der späten vollen Höhe japanischen Mittelalters von den großen Meistern Kwan'ami und Seami zu dem vollendet, als welches wir heute Nō kennen“, „wird — wie die griechische Dramatik als die große Gesamtschöpfung des Griechentums — als die große Schöpfung japanischen Geistes und Volkes erkannt werden müssen. Aus ihr, wie aus einem Sproß, wächst Kabuki, heute von hervorragendem amerikanischem Theaterfachmann als höchste Schauspielleistung der Welt gepriesen, sowie das (in seinem Reichtum noch so gut wie unbekannt) moderne japanische Theater“. Dann aber: „Sachliche Betrachtung ist im Japanischen besonders not. Oberflächliche oder schwärmerische führt ins Abwegige. Bahnbrecher des Japan-Verstehenwollens wie Lafcadio Hearn sind daran gescheitert.“

Bohner hat die Entdeckung der 16 Bu Seamis (so schrieb man ihn damals) als „für die japanische Welt erschütternd freudiges Ereignis“ vollteilnehmend miterlebt. Als er sie zu übersetzen begann, wußte man von ihnen im Abendland noch so gut wie nichts. Seine Übersetzung aller sechzehn Stücke liegt „schon lange manuskript-druckfertig vor und wäre längst veröffentlicht, wenn der zweite Weltkrieg nicht gewesen wäre“. Inzwischen sind wenigstens fünf seiner Zeami-Übersetzungen erschienen. Bei der großen Schwierigkeit, für die Ausdrücke Zeami's einigermaßen treffende Äquivalente zu finden, wird wohl jeder Übersetzer seine eigenen Versuche machen, und im Blick auf Bohner's Feingefühl in Fragen der Wortfindung muß man wünschen, daß auch seine Art der Deutung einmal noch bekannt wird.

Wie diese 16 Schriften von Zeami, so wollte Bohner auch noch andere Arbeiten zu einem großen Gesamtwerk mit dem Titel Nō zusammenfassen. Nach mancherlei vergeblichen Versuchen konnte schließlich die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tōkyō und in Hamburg wenigstens einen wichtigen Teil davon herausgeben, freilich nur, weil Hermann Bohner selbst einen großen Teil seiner Ersparnisse dafür hergab. Dies ist der schöne Teilband *Die einzelnen Nō*, ein Musterbeispiel dafür, was sein Ruf nach „sachlicher Betrachtung“ und „Materialdarbietung“ alles einschließt. Es faßt die von den Nō-Autoritäten Nose Asaji, Nogami und Sanari eruierten Daten zu jedem einzelnen der 240 Spiele übersichtlich zusammen und gibt ein Handbuch, das als praktischer Führer in die Wunderwelt des Nō überhaupt nicht übertroffen werden kann.

Mit den genannten Titeln sind die Veröffentlichungen Hermann Bohners noch lange nicht erschöpft, noch weniger die ungedruckten Manuskripte, die seine Witwe nach Bad Boll gebracht hat, zugleich mit seiner ganzen großen Bibliothek und anderen Schätzen — denn „es ging“, wie sie mir schreibt, „kein Nara- oder Kyōto-Ausflug vorüber, ohne daß nicht ein Kakemono den Weg zu uns gefunden hätte, so daß letztere sich zu Hunderten ansammelten, die hoffentlich auch einmal ausgestellt werden können“.

Ganz auf sich allein gestellt, ohne fremden Auftrag, ohne irgend ein Entgelt hat Hermann Bohner vierzig Jahre lang unser Wissen um Japan in einem Maße erweitert und vertieft, wie wohl nur ganz wenige Andere aus früheren Generationen. Wer hat ihm dafür gedankt? Es war gewiß eine Genugtuung für ihn, durch Vermittlung des deutschen Botschafters in Tōkyō vor dem Prinzen Takamatsu, dem Bruder des Kaisers, einen Vortrag halten und ihm sein Shōtoku-Werk überreichen zu dürfen, so wie später in den fünfziger Jahren seine Nō-Schriften. Aber es mußte ihn bekümmern, daß seine in Japan erschienenen Arbeiten in der Heimat bei weitem nicht die Beachtung finden konnten, welche sie verdienten.

Es war sein gutes Recht, wenn er am Ende selbst zur Feder griff, um über seine Leistungen eine Übersicht zu geben und ihre tieferen Motive aufzuzeigen in der im Selbstverlag erschienenen Schrift *Arbeiten und Veröffentlichungen, Ostasien betreffend*, Ōsaka 1955. Sie nennt: A. Geschichtliche Hauptwerke, B. weiteres historisches Quellenmaterial, Kurzbiographien und Verwandtes, C. Seami und Nō, D. Abhandlungen, Übersetzungen, Referate aus verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten (z. B. *Zen-Worte im Tee-Raume, erläutert von Akaji Sōtei; Goethe und Stefan George, das Li des Ostens und elementares Volkstum; Mirror, Sword and Jewel*, und zwei andere Beiträge für Klaus Mehnert's Zeitschrift *XXth Century*, Shanghai), E. Japanische Dramen der Gegenwart (oben erwähnt) und endlich auch noch F. Erzählungen der Gegenwart — zusammen 52 große, mittlere und kleine Werke! Dabei sind die unveröffentlichten Manuskripte, die er hinterlassen hat, noch nicht erwähnt. Es bleibt hier eine Aufgabe für unsere Wissenschaft, diesen Nachlaß zu gegebener Zeit zu prüfen und die fertigen Teile nach dem Maß ihrer Bedeutung zu veröffentlichen.

In Hermann Bohner steht vor unserer zünftigen Wissenschaft eine einsame Gestalt, die mancherlei zu denken geben mag. Ihm ging es bei allem Forschen stets um das Zentrale. Das war in der „Japanologie“ für ihn der Logos Japans, japanisch *michi* oder *dō*.

Darin allein lag für ihn Sinn und Wert der Japanologie; um dieses Wertes willen opferte er vierzig Jahre lang unentgeltlich seine freie Zeit und seine beste Kraft. Dabei war er für Menschen aller Art und ihre Nöte aufgeschlossen. Wo jemand sich an ihn um Rat und Hilfe wandte, Japaner, Deutsche, Schweizer, Amerikaner, Schweden, Dänen, da sprang er ein. Als im vergangenen Krieg in Niederländisch-Indien die deutschen Männer nach Britisch-Ostindien abgeführt, die Frauen aber mit den Kindern ausgewiesen und nach Japan abgeschoben wurden, da hat auch er um diese letzteren, die rat- und mittellos in Karuizawa saßen, sich hingebend angenommen. Er hat für



alles dies viel Dank geerntet, und in den deutschen Kolonien von Kōbe, Tōkyō, Yokohama war er immer gern gesehen.

Umso bitterer war für ihn das Schicksal, welches ihn zu der an unseren Hochschulen beheimateten Ostasienwissenschaft ein engeres Verhältnis nicht hat finden lassen. Wohl ist auf der Höhe seines Lebens einmal auch an ihn, wie an jeden Ausländer im Fernen Osten, die Entscheidungsfrage herangetreten, ob es nicht an der Zeit wäre, nach der Heimat zurückzukehren und ihr mit dem im fremden Land und Volk Erarbeiteten zu dienen. Mit seinem großen Wissen und ganz seltenen Verständnis der japanischen Seele hätte er in Deutschland jeder Universität zur Zierde gereichen können. Aber dieser Wendepunkt fiel leider in die unheilswangeren dreißiger Jahre, und wenn er angesichts der herrschenden Gewissensnot es vorzog, zuzuwarten, kann ihm das nur zur Ehre angerechnet werden. Nach 1945 aber war er für eine akademische Laufbahn in der Heimat schon zu alt, während daheim gleichzeitig die Ostasienforschung zu neuen Taten ausholte. Ihr gegenüber konnte er nur bleiben, was er war: der Japanforscher in der Urgestalt, wenn man so sagen darf, d. h. der Pionier weit draußen auf dem Feld, das ihm längst eine zweite Heimat war. Das brachte viel Entbehrung mit sich: auf die hohen Werte kongenialen Umgangs, wie das Leben an der Universität sie bietet, hieß es für ihn verzichten; und in seinem eigentlichsten Lehrfach blieben Schüler ihm, dem Lehrer von Geburt, versagt. Umso zäher nutzte er den Vorteil seiner einzigartigen Stellung, die direkte, ganz intime Fühlung mit dem Gegenstand seines Forschens. Sie gab seiner Arbeit etwas Lebensnahes, Echtes, was auf anderem Wege als dem seinen sich kaum je erreichen läßt. Darum sei, was er an Schriften hinterlassen hat, unserer Japanologie ein kostbares Vermächtnis. Dann wird auch die Reinheit seines Strebens, die Größe seiner Leistung und nicht zuletzt die Weite und die Tiefe seiner Schau bei unserer Wissenschaft in dankbar ehrendem Gedächtnis bleiben.